

Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]

Autor(en): **Hintermann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schulter, daß Christine fast zusammenknickte.
„Exzellent — Ihre Antwort! Aber nun an die
Arbeit, damit ich auch diesmal recht behalte;

soll Ihr Schade nicht sein. Und das mit der
Mühle — kein übles Projekt.“
(Fortsetzung folgt.)

Einer Gemiedenen.

O trostverlassen' Menschenkind,
Wie bist du aller Anmut bar!
Dir ist kein Freier wohlgesinnt,
Kein Glanz wirbt aus dem stumpfen Haar,
Kein Lächeln glückt dem harten Mund,
Die starren Lenden schwingen nicht,
Die Augen spenden frühes Licht,
Verarmung tut dein Wesen kund.

O trostverlassen' Menschenkind,
Wie trägst du schwer um Andrer Schuld!
Wir seh'n ins Licht, und du bist blind,
O fluch' uns nicht, o üb' Geduld!
Schick' immer wieder Tauben aus,
Zu suchen deiner Sehnsucht Land;
Gott schaut nach allen Wesen aus,
Und einmal faßt er deine Hand

Rudolf Hägni.

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Zweiter Aufstieg zum Chimborazo.

Weiterreise nach Quito.

Als ich am folgenden Morgen früh vier Uhr in Luisa aus der Hütte trat, wehte ein eisfalter Wind. Das Wetter war jedoch ausnehmend günstig, und der Chimborazo strahlte im Glanze seines Neuschnees.

Am Abend vorher, unmittelbar nach der Rückkehr von unserem ersten mißglückten Aufstieg, hatte ich mich entschlossen, eine zweite Besteigung und zwar diesmal direkt von der Südostseite her zu unternehmen. Maßgebend für die Wahl dieser Route war für mich die Beobachtung gewesen, daß die Seite zwischen Carhuairazo und Chimborazo, also die Einfenkung des Abraspungo, von der wir eben heruntergekommen waren, fortgesetzt in dichte Wolken gehüllt war, während die Süd- und Südostseite in klarstem Glanze strahlten. Allerdings hatte ich bei dem ersten Besteigungsversuche soviel gelernt, daß es unmöglich sein werde, ohne einen berggewohnten europäischen Begleiter bis zum Gipfel vorzudringen. Bei diesem zweiten Aufstieg konnte ich mich also zum vorneherein darauf beschränken, in eine möglichst große Höhe vorzudringen, um wenigstens einen Überblick in die Moränen und Eisverhältnisse zu gewinnen. Des ferneren wollte ich auch eine größere Zahl von Gesteinsproben mit herunternehmen.

Der erste Versuch hatte auch gezeigt, daß meine Kräfte von der am Kingu durchgemachten

Malaria her noch ziemlich geschwächt waren, und daß ich infolgedessen besser täte, für den neuen Aufstieg ein Reittier zu benützen. Auf mein Verlangen hin hatte der Führer auf einer benachbarten Hacienda ein Pferd gemietet, das zu diesem Zwecke geeignet schien. Er selbst wollte die am Vortage „erbeutete“ Mula benützen. Für den Esel hatten wir eine Art „Sturmpackung“ bereit gemacht, die nur das Zelt, einige Decken, die Steigeisen, das Gletscherseil und Lebensmittel für drei Tage umfaßte. Des ferneren wollten wir als weiteren Begleiter noch einen „Indio de hielo“, d. h. einen der Indianer mit uns nehmen, die regelmäßig bis zur Schneegrenze hinaufgehen, um dort Eis für die Wirtschaften in Riobamba unten zu holen. Dieser sollte zu Fuß gehen und uns einen günstigen Anstieg zu den Gletschern zeigen.

Nachdem ich mich nun am folgenden Morgen durch einen ersten flüchtigen Blick davon überzeugt hatte, daß das Wetter günstig sei, weckte ich in Eile meinen Führer. Mit tunlichster Beschleunigung sattelten wir die Tiere und ritten, den beladenen Esel vor uns hertreibend, auf der Bahnlinie dem Camino real zu. Ein kalter Wind blies über die Paramo-Flächen und machte das Vorwärtskommen mühsam. An der Stelle, wo der Tortorillasweg, der sich am Südfuß des Chimborazo hinzieht, in den Camino real einmündet, erwartete uns der „Indio de hielo“, der von unserem Kommen bereits benachrichtigt worden war. Eine Zeitlang folgten wir noch dem Tortorillasweg, der trotz der frü-

hen Stunde ungemein belebt war. Indianer und Indianerinnen trieben kleine Herden von Schafen, Rindern und Lamas, in dem gewohnten Hundetrab hinter ihren Tieren herziehend, in den Paramo auf die Weide. Die Leute waren meist unsäglich schmutzig und fast sah es aus, als ob sie sich in ihrem ganzen Leben noch nie gewaschen hätten. Die Schmutzkrusten auf ihren Gesichtern waren allerdings in gewissem Sinne geographisch bedingt. Infolge der großen Kälte namentlich am Morgen und am Abend überlaufen ihnen ständig die Augen, dann weht der Wind ihnen den Vulkanstaub ins Gesicht und das Ganze wird hierauf in Ermangelung von Taschentüchern mit der Hand zu einer gleichförmigen Schmutzschicht allmählig über das ganze Gesicht verstrichen.

Nachdem wir auf dem Tortorillastweg etwa eine Viertelstunde nach Westen geritten waren, bogen wir plötzlich nach rechts gegen den Chimborazo zu ab. Das unregelmäßig hügelige Gelände war mit grobem Stipagras bestanden und stieg zunächst nur allmählig an. Allmählig aber wurde die Böschung steiler, der unregelmäßige Charakter des Geländes verlor sich und man sah einzelne Lomas, d. h. Bergrücken, die sich von der Schneegrenze her gegen uns herunterzogen. Mühsam keuchten die Tiere bergauf. Von selbst liefen sie im Zickzack und blieben häufig stehen, um zu verschnaufen.

Da wir am ersten Tage nur bis zu der in etwa 4800 Meter Höhe gelegenen Eisgrenze vordringen wollten, um dort das Zeltlager aufzuschlagen, hatten wir es keineswegs eilig. Gegen Mittag machten wir an einer besonders aussichtsreichen, windgeschützten Stelle Rast um abzukochen. Der Blick über die uns umgebende Landschaft war eigenartig und mehr niederdrückend als erhebend. Die beiden Ketten der ecuadorianischen Anden haben nichts von der überwältigenden Schönheit der europäischen Alpen. Zwar ist die durchschnittliche Kamm- und Gipfelhöhe der Anden bedeutend größer als bei den letzteren, allein die Kordilleren weisen viel zu wenig durch Erosionswirkung der Gewässer herausmodellerte Einzelberge auf, die die Einförmigkeit des Gesamteindrucks wesentlich mildern würden. Dazu kommt noch, daß infolge der unmittelbaren Nähe des Äquators und der intensiven Sonnenbestrahlung die Schnee- und Eisgrenze meist über Montblanc-Höhe liegt.

Geradezu unheimlich war der Blick nach Süden. Schwarz und finster, scheinbar völlig vegetationslos, zog sich die Kette der Westkordillere vom Fuß des Chimborazo weg bis an die Grenze des Horizonts. Und während die Gegend rundherum im hellsten Glanze der Sonne strahlte, lagerten sich über diesen Teil des Gebirges, etwa in der Höhe des Chimborazogipfels, dunkle Wolkenmassen, wodurch der düster drohende Charakter der Landschaft noch erhöht wurde. Das Ganze sah aus wie ein Bild aus den Urtagen der Schöpfung, und unwillkürlich wandte sich der Blick davon weg, der in Sonnenglanz getauchten Mulde Riohamba zu. Sehr schön ließ sich von unserem Standpunkte aus das Gesamtbild der ecuadorianischen Hochanden erkennen. Zwischen den beiden seitlichen Ketten der Kordilleren liegen flache Hochbecken. Diese Becken werden durch Querriegel, die gleich den Sprossen einer Leiter von einer Kette zur andern hinüberziehen, von einander getrennt. Da die Querriegel nur selten von Flußtälern genügend durchbrochen sind, muß die von Süden nach Norden ziehende Guayaquil-Quito-Bahn diese Hindernisse einfach überklettern.

Nach der kurzen Mittagsrast erreichten wir bald den Moränengürtel, der den Berg rund herum umzieht. Jeder Grasswuchs hört hier auf, und das Vorwärtstommen wird auf den losen Gesteinstrümmern äußerst mühsam. In dem Moränenschutt finden sich überall vulkanische Bomben oder Auswürflinge, die keinen Zweifel daran lassen, daß der Berg selbst früher einmal tätig war. Allerdings ist er heute ganz vergletschert und hat in geschichtlicher Zeit keinen Ausbruch mehr gehabt. Nach den Untersuchungen Meyers muß die Vergletscherung früher, ähnlich wie in den Alpen, viel weiter talwärts gereicht haben als heute; die weit über die Eisgrenze hinunterreichenden Moränen sind in der Tat der beste Beweis hierfür.

In etwa 4600 Meter Höhe, in der Nähe der untern Moränengrenze, stiegen wir von den Tieren und verankerten sie, so gut es ging, an den großen Felsblöcken, die überall herumlagen. Weiter hinaufzureiten, wäre Tierquälerei gewesen. Immerhin wollten wir wenigstens die Lasten von den Tieren wenn möglich noch bis zur Eisgrenze hinaufschleppen lassen. Zu diesem Zwecke wurde die Carga des Esels abgeladen und gleichmäßig auf die drei Tiere

verteilt. Dann zogen wir, langsam hinter ihnen hergehend, weiter bergauf. Nach etwa einer Stunde mühsamen Aufstieges über das Geröll erreichten wir endlich eine flache Mulde in der Nähe der sog. „Piedra Negra“ und damit zugleich auch die Eisgrenze.

An einer windgeschützten Stelle schlugen wir das Zelt auf, das wir, durch die früher gemachten Erfahrungen gewikigt, diesmal so gut verankerten, daß auch der stärkste Sturm es eher zu zerreißen als loszureißen vermocht hätte. Während dieser Vorbereitung hatte es bereits zu dunkeln begonnen und die Temperatur, die während der Mittagsrast, trotz der großen Höhe, achtzehn Grad betragen hatte, sank ziemlich unvermittelt auf zwei herunter. Von der Abraspungsseite stiegen schwere Nebelschwaden herauf und hüllten uns plötzlich ein.

Nachdem mein Führer und der Indianer die Tiere noch mit Mais gefüttert hatten, banden sie ihnen der Sicherheit halber die Vorderbeine zusammen, damit sie uns während der Nacht nicht durchbrennen konnten. Hierauf zogen wir uns unter das schützende Zelt zurück und kochten auf dem Spritapparat einen heißen Tee. Das warme Getränk und einige Zigarren, die ich noch aus Brasilien mitgebracht hatte, schufen bald eine wohlige und behagliche Stimmung. Und während draußen von Zeit zu Zeit einige Windstöße durch die Mulde segten, überließen wir uns beim Scheine der aufgehängten Laterne allerlei erbaulichen Gesprächen. Meine Begleiter waren vor allem begierig, zu erfahren, wie es in dem Lande, aus dem ich herkomme, eigentlich aussehe. Aus ihren Fragen merkte ich bald heraus,

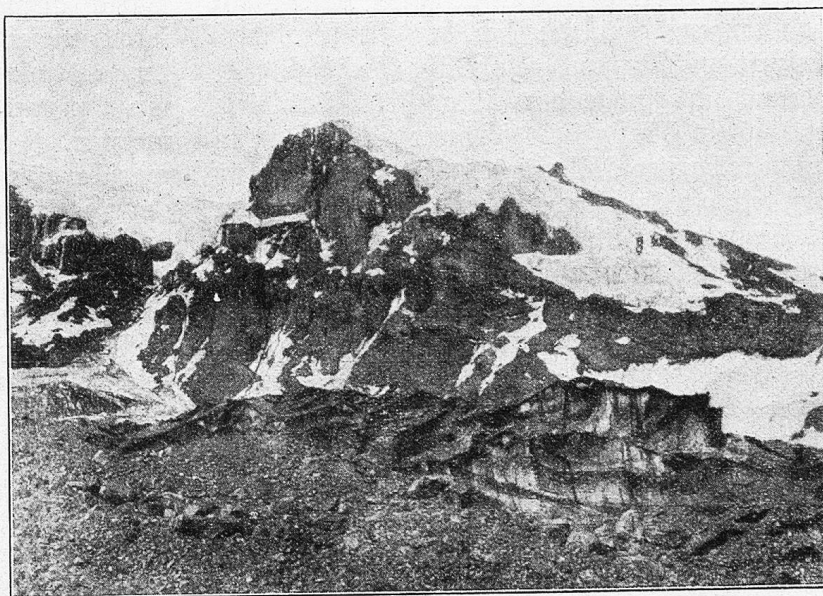
daß sie mit geographischen Kenntnissen nicht allzu sehr belastet waren. Die Frage, ob es in der Schweiz auch Schneeberge gebe, fand ich zwar noch ganz vernünftig. Als sie jedoch wissen wollten, ob dort auch noch wilde Indianer lebten, konnte ich ein Lachen nicht unterdrücken. Die gleiche naive Frage war mir seinerzeit schon am Konuro von dem brasilianischen

Koch der Kingu-Expedition, einem Cabocler, gestellt worden. Auf mein schallendes Gelächter

hin fühlte sich der Fragesteller betroffen, und in der Erkenntnis, daß er da offenbar etwas Dummes gesagt habe, wollte er weiter wissen, ob denn die Indianer in der Schweiz alle schon zivilisiert, d. h. „christianos“ seien. Meine Antwort, daß dort überhaupt keine „Indianos“ zu treffen seien, verblüffte ihn einigermaßen und schien ihm jedenfalls sehr unglaubwürdig. In diesem Zweifel wurde er bestärkt, als ich ihm auf seine weitere Frage, warum es in Ecuador Indianer gebe und in der Schweiz dagegen keine, die Antwort schuldig bleiben und ihm nur achselzuckend sagen konnte „no tiene“ (es hat keine). Darauf schwieg er und studierte offenbar für sich über diese sonderbare Tatsache nach.

Inzwischen war die Kerze gleich den Zigarren heruntergebrannt, und nachdem ich nochmals aus dem Zelt gekrochen war, um nach den Tieren und dem Wetter Umschau zu halten, legten wir uns, in unsere Decken eingehüllt, unter dem engen Schutzdach schlafen.

Am folgenden Morgen, bei Sonnenaufgang, wehte ein eiskalter und ziemlich heftiger Wind. Das Wetter war zunächst vollkommen klar und die Fernsicht beinahe unbegrenzt. Schon wollten wir deshalb unsere Ausrüstung für den weiteren Aufstieg bereit machen, als ziemlich unvermittelt und bevor ich mich über die weitere Aufstiegsroute orientieren konnte, von neuem dichte Nebelschwaden vom Abraspungo gegen uns heraufgezogen kamen und uns vollständig einhüllten. So mußten wir wohl oder übel den Aufbruch verschieben und ich benützte



Chimborazo. Eisgrenze bei der Piedra negra.

die Gelegenheit, um in der Zwischenzeit eine Anzahl typischer Gesteinsproben aus dem Moränengeröll zu sammeln. Meine Begleiter schauten mir bei dieser Tätigkeit zunächst sehr interessiert zu. Mein Führer fragte mich sofort, ob ich glaube, daß die Steine Gold enthielten. Als ich dies verneinte, wollte er weiter wissen, was ich damit anzufangen gedenke. Da er die richtige Erklärung natürlich nicht verstanden hätte, sagte ich ihm einfach, daß ich sie als „ricuerda“, d. h. Andenken, mit mir nehme. Darauf schaute er mich sehr mißtrauisch an, und aus dem Blicke, den er mir zuwarf, konnte ich leicht erraten, daß er mich entweder für unaufrichtig oder dann als nicht ganz normal betrachtete.

Gegen Mittag wurde das Wetter wieder klar und ich benützte sofort die Gelegenheit, um mich über eine geeignete Route für den weiteren Aufstieg zu orientieren. Als verhältnismäßig günstigste Stelle erschien mir ein Schnee- oder Eisband, das sich zwischen der Piedra Negra und dem Ostgipfel gegen unser Zeltlager zu, allerdings ziemlich steil, herniederstreckte. Auf diesem hoffte ich im Verlaufe einiger Stunden bis zum sog. Ost- oder Morenogletscher hinaufzugelangen, um wenigstens einen Überblick über den Gletscher und die dortigen Eisverhältnisse zu erlangen. Gegen Abend wollten wir wieder zu unserem Zeltlager zurückkehren, um am folgenden Morgen den Abstieg nach Riobamba anzutreten. Trotzdem wir außer Steigeisen, dem Seil und den mit heißem Tee gefüllten Thermosflaschen keinerlei Lasten mit uns trugen, gestaltete sich der Aufstieg doch äußerst mühsam und gefährlich. Wohl ging ich voraus und suchte den Weg stets sorgfältig aus, allein häufig fuhr schwerer Steinschlag in unmittelbarer Nähe neben uns hernieder, so daß wir oft anhalten und uns über die weitere Anstiegroute gründlich orientieren mußten. Infolgedessen kamen wir nur sehr langsam vorwärts und erreichten nach mehrstündiger anstrengender Kletterei, uns zuletzt stets rechts gegen die Piedra Negra haltend, den Steilabbruch des Morenogletschers. Bereits beim Wegmarsch vom Lager hatten wir uns der Sicherheit halber angeseilt und gelangten nun, den Steilabbruch umgehend, auf den Firn selbst. Leider lagerte dichter Nebel über der Umgebung, so daß es unmöglich war, uns über die weiter zu befolgende Anstiegroute zu

orientieren. Wir zogen deshalb, aufs Geratewohl langsam gegen Südwesten ansteigend, bergauf. Meinen beiden Begleitern gefiel die Geschichte nur sehr mäßig, und an ihrem immer langsameren Vorrücken merkte ich die Angst heraus, wir möchten uns im Nebel verirren und den Rückweg nicht mehr finden. Allein, da diese Gefahr vorläufig noch nicht groß schien, beharrte ich auf dem Weitermarsch. Nach etwa einer halben Stunde kamen wir zu einer Anzahl tiefer, aber leicht zu überspringender Spalten. Schon bei diesen ersten kleinen Hindernissen stuzten meine Begleiter, und ich mußte ziemlich grob werden, bevor sie sich dazu bequemten, mir am Seile zu folgen. Allmählich wurde der Gletscher immer zerrissener, und plötzlich standen wir vor einer besonders breiten und wohl dreißig bis vierzig Meter tiefen Spalte. Zwar führte eine ziemlich dicke und, wie mir schien, sichere Schneebrücke nach dem jenseitigen höher gelegenen Eisrande, allein an den entsetzten Mienen meiner Gefährten konnte ich ohne weiteres erkennen, daß keine zehn Pferde sie lebend über dieses neue, fremdartige Hindernis hinüberbringen würden. Sie erklärten mir, bevor ich auch nur das Ansinnen an sie stellen konnte, daß sie nun von dieser verrückten Kletterei genug hätten und nötigenfalls auch ohne mich zum Zeltplatz zurückkehren würden. Da ich allein natürlich nicht weiter konnte und zugleich auch die Nebel um uns her sich dichter und dichter zu lagern begannen, blieb mir nichts anderes übrig, als den Rückmarsch anzuordnen. Dabei gerieten wir aber immer tiefer in das Spaltengewirr, da wir in dem an vielen Stellen blanken Eise unsere Spuren vom Hermarsche nicht mehr zu finden vermochten. Zum Glück hatte ich vor dem Abmarsche einen nebelfreien Augenblick benützt, um die Richtung des Einstieges mit dem Kompaß festzulegen. Meine Begleiter, die dieses Instrument nicht kannten, begannen immer lauter zu jammern, daß wir uns in der Eismüste verloren hätten und nun zu Grunde gehen müßten. Allmählich jedoch kamen wir wieder aus dem Spaltengewirr heraus auf guten schneebedeckten Firn, worauf wir plötzlich auch auf unsere gut erhaltenen alten Spuren stießen. Nun ging's im Giltempo bergab. Am schlimmsten war die Kletterei vom Steilabsturz des Gletschers bis zum Lagerplatz. Da es bereits zu dunkeln anfieng, war die Temperatur



Quito. Blick über die Stadt. Im Hintergrund die Abhänge des Vulkans Pichincha.

stark gesunken. Eiskalte Winde zerrten uns fast von den Wänden, und die blaugefrorenen Finger waren nicht mehr imstande, das Seil zu halten. Vorsichtigerweise ging ich diesmal als letzter. Meine beiden Begleiter torfelten vor mir im Halbdunkel abwärts wie Betrunkene. Nur ein ganz grober Ruck am Seil, in Verbindung mit einem brüllenden Zuruf, vermochte die beiden an besonders kritischen Stellen vor dem Absturz zu bewahren.

Gegen sieben Uhr abends, als es längst stockdunkel war, erreichten wir den Zeltplatz wieder. Unsere erste Sorge galt natürlich den zurückgelassenen Tieren. Der Esel und die Mula befanden sich wohl und wieherten freudig, als wir sie von ihren Fesseln befreiten; dagegen schien das Pferd, das furchtbar keuchte, die große Höhe nicht recht zu ertragen. Wir beschlossen daher trotz der Dunkelheit nach Luisa zurückzukehren. In Eile wurde das Zelt abgebrochen und dieses samt dem übrigen Gepäck dem Esel aufgeladen. Nun begann ein halbschwerer Abstieg im Finstern. Voraus ging der Indianer, das leergehende Pferd am Zügel nach sich ziehend. Als zweiter folgte mein Führer mit dem beladenen Esel, und als letzter endlich ritt ich selbst auf dem Maultier. Ob schon

der Indianer die Gegend offenbar vorzüglich kannte, mußten wir trotzdem häufig anhalten, um uns über die einzuschlagende Richtung neu zu orientieren. Da dies im Finstern äußerst schwierig war, gaben wir es schließlich überhaupt auf und zogen aufs Geratewohl nach der Tiefe.

Unterhalb der Moränengrenze wurde die Temperatur ganz unvermittelt wärmer, und unter ihrem belebenden Einflusse wurden die steifgefrorenen Glieder allmählig wieder gelenkiger. Einer Lama folgend, gelangten wir gegen Mitternacht in weniger steiles Gelände, ein Zeichen, daß wir uns allmählig dem Fuß des Berges näherten. Wo wir uns eigentlich befanden, wußte keiner; allein verirren konnten wir uns nicht, denn beim Abwärtsziehen mußten wir notwendigerweise in das vom Camino real und dem Tortorillasweg gebildete Dreieck und damit auf einen der beiden Wege selbst geraten. Sobald das Gelände dies erlaubte, schlug der an der Spitze marschierende Indianer trotz der Dunkelheit ein stark beschleunigtes Tempo ein. Dies wurde ihm unversehens zum Verhängnis. Da der Führer, weil stark ermüdet, mit dem Lastesel etwas zurückgeblieben war, um das inzwischen wieder

munter gewordene Pferd zu besteigen, ritt ich selbst an zweiter Stelle direkt hinter dem zu Fuß gehenden Indianer her. Nur undeutlich konnte ich in der Finsternis die Umrisse seiner Gestalt vor mir her eilen sehen. Plötzlich ertönte ein markerschütternder Schrei, und der Indianer vor mir war verschwunden. Zunächst konnte ich gar nicht begreifen, wie der Mann in dem fast ebenen Gelände gestürzt sein sollte; allein als ich abstieg, um den Boden zu untersuchen, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ich selbst schon ganz hart an dem senkrechten Absturz einer tiefen Quebrada stand. Diese Schluchten, die man in den Hochanden Ecuadors überall sehr häufig trifft, verdanken ihre Entstehung der beinahe ungehemmten Erosion der Gewässer in dem weichen Luffboden. Auf meinen Zuruf eilte der Führer herbei; wir legten uns beide auf den Boden und späten angestrengt in die dunkle Tiefe hinunter, in der der Indianer verschwunden war. Als wir nichts wahrnehmen konnten und wir auch auf unser Rufen keine Antwort erhielten, holte ich das Gletscherseil und einen Eispickel herbei und nachdem ich den letzteren tief in dem weichen Boden verankert und das Seil daran befestigt hatte, kletterte ich vorsichtig in die Schlucht hinunter. In etwa zwölf Meter Tiefe stieß ich auf Grund und fand den Indianer stumpfsinnig am Boden hockend, den Kopf zwischen beiden Händen haltend. Offenbar war er durch den Sturz auf die weiche Erde nur etwas betäubt geworden, denn als ich ihm die Cognacflasche an den Mund hielt, nahm er einen gehörigen Schluck und versuchte von sich aus wieder aufzustehen. Nun erst stellte sich heraus, daß er den einen Fuß verstaucht hatte und nicht mehr richtig gehen konnte. Da wir natürlich in der Dunkelheit nicht wußten, ob die Schlucht in der Nähe einen gangbaren Aufstieg habe oder nicht, kletterte ich zunächst als erster an dem Seile wieder in die Höhe und hierauf zogen der Führer und ich gemeinsam auch den Abgestürzten herauf. Kurz darauf erreichten wir ohne weiteren Zwischenfall den Camino real, in dessen Nähe der Indianer sein primitives Häuschen hatte. Von dort weg ging's in beschleunigtem Tempo der Bahnlinie entlang nach Luisa, wo wir morgens 3 Uhr endlich anlangten.

Damit war auch der zweite und letzte Besteigungsversuch zu Ende. Für einen bergge-

wohnnten Europäer sind Hochtouren in den ecuadorianischen Anden keineswegs so schwierig, wie man aus den großen Höhen der meisten Gipfel etwa schließen könnte. Allein ein Vordringen bis zu den höchsten Spitzen ist im allgemeinen nur möglich, wenn man über genügend Zeit verfügt, um in einem bis zur Schneegrenze vorgetriebenen, gut ausgerüsteten und verproviantierten Standquartier das für den letzten Ansturm unerlässliche günstige Wetter abzuwarten. Eine zweite nicht minder wichtige Bedingung ist die Teilnahme eines zuverlässigen europäischen Begleiters. Da mir selbst weder das eine noch das andere zur Verfügung stand, mußte ich, so leid es mir tat, auf weitere Versuche verzichten und in erster Linie an die Fortsetzung meiner langen Reise nach dem Oriente denken. Immerhin war ich mit den Ergebnissen meines einwöchentlichen Aufenthaltes am Chimborazo keineswegs unzufrieden. Während dieser kurzen Zeit hatte ich nämlich eine Menge wertvoller Einblicke in die Natur- und Lebensbedingungen der ecuadorianischen Hochsteppe gewonnen und den harten Daseinskampf der Bevölkerung dieser Einöden aus eigener Anschauung kennen gelernt. Nun aber zog es mich an allen Fasern weiter nach der Hauptstadt Ecuadors.

Schon mit dem nächsten Zuge fuhr ich von Luisa weg über den Querriegel des Iqualata nach dem Becken von Ambato und weiter über Latacunga nach Quito. Die etwa zwölfstündige Fahrt ist landschaftlich überaus abwechslungsreich. In blendendstem Glanze erstrahlten Chimborazo und Carihuaairazo, als der Zug über die Paßhöhe fuhr, um bald darauf in unzähligen Windungen durch ein tiefeingeschnittenes Tal in das Becken von Ambato unterzutauchen. Da der höchste Punkt des Iqualata wohl gegen 3800, Ambato selbst dagegen nur 2608 Meter hoch liegt, so macht sich dieser wildromantische Abstieg von rund 1200 Meter auf verhältnismäßig kurze Distanz vor allem in einem starken Anstieg der Temperatur bemerkbar. Das etwas über 10.000 Einwohner zählende Städtchen, dessen betriebsame Bevölkerung zumeist aus Indianern und Mischlingen besteht, gilt dank seiner tiefen, geschützten Lage als der Garten Ecuadors. In der Tat wurden am Bahnhofe, wo ein unheimlicher Verkehr und Lärm herrschte, eine Menge europäischer Früchte, namentlich riesige Gartenerdbeeren,

Pfirsiche, Orangen u. a. feilgebieten. Ähnlich wie in Riobamba erscheint auch hier bei der Ankunft eines Zuges fast die gesamte Bevölkerung am Bahnhof, nicht nur die unzähligen Händler, sondern aus reiner Neugierde oder Langweile auch eine große Zahl von Müßiggängern jeden Alters und Geschlechtes.

Unmittelbar nach Ambato beschreibt der Zug eine große Kurve, und nun erst gewahrt man, daß die den Ort umgebende Gartenlandschaft nichts weiter ist als eine nur wenige Kilometer lange Oase in der



Quito. Hauptplatz mit Kirche (links) und Regierungsgebäude (rechts).

rundherum von Vulkanstaub bedeckten Hochebene. Und da der Wind gerade sehr kräftig wehte, mußten wir schleunigst die Wagenfenster wieder schließen. Trotzdem drang auch hier der feine Vulkanstaub durch alle Ritzen des Wagens herein, während die Sandwirbel vor den Fenstern jede weitere Aussicht verunmöglichten. Unterdessen wand sich der Zug aus der Mulde von Ambato wieder langsam in die Höhe parallel zu dem tiefeingeschnittenen Rio Cutuchi (sprich: Cututschi), bis er um die Mittagsstunde endlich das 200 Meter höher gelegene Städtchen Latacunga erreichte. Hier gab's einen längeren Aufenthalt zur Einnahme des Mittagessens.

Die Nachmittagsfahrt nach dem etwa 70 Kilometer entfernten Quito ließ den Eindruck der Öde, Dürre und Unfruchtbarkeit, den die gesamte Reise durch das Latacungabecken erweckt, noch deutlicher hervortreten. Der größte Teil des Bodens liegt wüst und unbebaut, sei es, daß er sich seiner Zusammensetzung wegen überhaupt nicht zum Ackerbau eignet, sei es, daß es an der nötigen Bewässerung fehlt. Von besonderem Interesse ist die Entstehungsgeschichte der interandinen Hochbecken, zu denen selbstverständlich auch die Mulde von Lata-

cunga gehört. Ihre Bildung ist auch heute noch nicht völlig abgeschlossen, und so kann man leicht verfolgen, in welchem Maße der Wind bei den Bodenablagerungen beteiligt ist. Durch die Vulkanausbrüche des benachbarten Cotopaxi werden nämlich fortgesetzt große Staubmassen in die Höhen geworfen, die dann von den Winden erfaßt und nach dem Becken von Latacunga verfrachtet werden. Dort fallen sie zu Boden, werden durch die Pflanzendecke zum Teil festgehalten und durch die nächsten Niederschläge mit dem Boden verfestigt. „So legen sich“, bemerkt Meyer „ohne Unterlaß äolische Schichten zwischen die fluviatilen Ablagerungen der Venidas (sog. Schlammströme) und Bäche und erhöhen den Boden stetig. Es ist die Fortdauer des Vorganges, der einst, als auch die andern Vulkane des Hochlandes noch tätig waren, und als eine Periode reicher Niederschläge ihre Wirkungen ausübte, in noch viel größerem Maße als gegenwärtig die Ablagerungen aufschichtete, von denen dieses wie die andern zwischen beiden Cordillerenketten liegenden großen Talbecken angefüllt ist.“ (Fortsetzung folgt.)

Tante Trudchen.

Von Edgar Chappuis.

Die weißen, blassen Hände im Schoße gefaltet, saß sie vor ihrem Wiedermeierarbeitstischchen am Fenster und schaute versunken in das Schneetreiben hinaus. Vor ihr auf dem

Tisch lag die angefangene Strickarbeit, ein brauner Wollstrumpf für ihr fünfjähriges Nichten Lisbeth, das nun draußen mit den Brüdern Schneeballen warf und herumtollte,